

dtv

Fritz Tolm hätte eigentlich Museumsdirektor werden wollen, aber eine Erbschaft machte ihn zum Verleger und schließlich zum Präsidenten eines mächtigen Interessenverbands. Heute steht er »ganz oben, wo es keine Ruhe, keine Rast, keine Entspannung, kein Privatleben mehr für ihn geben sollte; da sollte er nun zu Tode gehetzt, zu Tode geschützt . . . werden«. Ein Netz von Sicherheitsmaßnahmen wird nicht nur zu seinem Schutz gespannt, sondern auch zur Be- und Überwachung seiner Familie. Seine Kinder aber legen wenig Wert auf diese staatliche Betreuung. Sie gehören zur gesellschaftlichen Opposition, und es gibt auch Kontakte zu einem jungen Mann und einer jungen Frau, die als Terroristen verdächtigt werden.

Heinrich Böll, am 21. Dezember 1917 in Köln geboren, war nach dem Abitur Lehrling im Buchhandel. Danach Studium der Germanistik. Im Krieg sechs Jahre Soldat. Seit 1947 veröffentlichte er Erzählungen, Romane, Hör- und Fernsehspiele, Theaterstücke und war auch als Übersetzer aus dem Englischen tätig. 1972 erhielt Böll den Nobelpreis für Literatur. Er starb am 16. Juli 1985 in Langenbroich/Eifel.

Heinrich Böll

Fürsorgliche Belagerung

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



8., neu durchgesehene Auflage 1995
10. Auflage 2011
1982 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1979 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: images.de/Jürgen Siegmann
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-10001-4

Personen, Situationen, Handlungen, Probleme und Konflikte in diesem Roman sind freie Erfindungen des Autors. Sollten sie irgendwo mit der sogenannten Wirklichkeit auch nur annähernd übereinstimmen, so ist der Autor daran – wie immer – unschuldig.

*Meinen Söhnen Raimund, René
und Vincent – in Dankbarkeit.*

Kurz vor Ende der Tagung, vor der Wahl, noch während der letzten, entscheidenden Sitzung, war die Angst plötzlich weg. An ihre Stelle war Neugierde getreten. Die unvermeidlichen Interviews gab er schon in Heiterkeit, überrascht, wie leicht ihm das Vokabularium zuwuchs: Wachstum, Aufschwung, Versöhnung, Tarifautonomie, Harmonisierung der Interessen, Rückblick, Ausblick, Anknüpfung an die Gemeinsamkeiten des Starts, wobei er diskret Autobiographisches einstreuen konnte, seine Rolle beim Aufbau einer demokratischen Presse, die Vorteile und Gefahren der Konzentration, die unschätzbare Rolle der Arbeiterschaft, auch der Gewerkschaften andeuten konnte; Kampf nicht gegen-, sondern miteinander. Manches, was er sagte, hatte ihm selbst sogar ziemlich glaubwürdig geklungen, obwohl Rolfs messerscharfe Analysen und Kortschedes düstere Voraussagen, bei aller Gegensätzlichkeit der Ansatzpunkte, ihm immer wahrscheinlicher erschienen. Es hatte Spaß gemacht, Geschichtliches, sogar Kunstgeschichtliches einzuflechten, Kathedralen und Menzel, Bismarck und van Gogh, dessen soziale, möglicherweise sogar im Ansatz sozialistische Energie, dessen missionarischer Eifer letzten Endes in die Kunst gemündet waren; Bismarck und van Gogh als Zeitgenossen; kurze, meditative Betrachtungen darüber brachten Farbe in die rein ökonomischen, wirtschaftspolitischen Aussagen, die man von ihm erwartete. Er hatte wieder in die nur scheinbar improvisierte Eleganz zurückgefunden, die ihm vor mehr als vierzig Jahren im Oberseminar bei Truckler so nützlich gewesen war; die er später bei zahlreichen Redaktionskonferenzen hatte anwenden können, die ihm aber bisher in der Öffentlichkeit nie gelungen war.

Was er da sagte, improvisierte, lief fast automatisch ab,

wurde in Serien abgerufen, erlaubte ihm, an anderes zu denken, herauszufinden, wann die Angst plötzlich weg gewesen war; sehr wahrscheinlich in dem Augenblick, wo ihm klargeworden war, daß er mit seiner Wahl rechnen mußte und sie ihn in eine Position hieven würde, wo die Angst sich hätte verstärken müssen und – so dachte er, während er wieder irgendein, das wievielte? Interview gab – es ihm instinktiv richtiger erschienen war, gar keine Angst als noch mehr zu haben. Gar keine mehr, nur noch Neugierde; diese monatelange drückende Angst um sein Leben, um Käthes Leben, um Sabines und Kits Leben, war weg. Natürlich würden sie ihn erwischen, wahrscheinlich sogar umlegen, und es blieb nur die neugierige Spannung nach dem Wer, dem Wie, und was er um Sabine empfand, hatte sich gewandelt: Sorge statt Angst. Er hatte Grund, besorgt um das Kind zu sein.

In diesen Monaten hatte sich die Angst fast ganz aufs Technische, Sicherheitstechnische verlegt. Die Sorge war verdrängt worden; nun nicht mehr die Angst vor etwas, die Angst um – um Sabine, auch um Herbert, um Käthes Torheiten, am wenigsten – und das überraschte ihn – um Rolf. Sabines heftige Frömmigkeit hatte ihn immer beunruhigt, auch Neid hatte er empfunden, und dieser Fischer, sein Schwiegersohn, auf dessen Jungenhaftigkeit sie alle hereingefallen waren – er nicht, und das gab auch Käthe zu: er nicht –, war kein Partner für sie. Die Cleverness, mit der er Sabine und das Kind verkaufte, hatte ihnen wohl allen die Augen geöffnet. Käthe hätte man, was das Geld betraf, einfach unter Kuratel stellen müssen: sie gab allen und jedem, sparte auch nicht an sich selbst – und würde irgendwann, bald, fürchtete er, fürchterlich hereinfallen.

Das alles ging ihm durch den Kopf, während sie ihm die Mikrofone wie Handgranaten vor den Mund hielten, die Scheinwerfer aufgeblendet stehenblieben; Amplanger hatte die Interviews exakt koordiniert, terminiert, sorgte für Mineralwasser und Kaffee, hielt Kölnisch Wasser

bereit – zweibahnig lief dies an, und nicht einmal heikle Fragen, die seine Familie betrafen, beunruhigten ihn. Im Vordergrund, während er »auf der Hinterbahn seiner Gedanken« weiterhin die Sorgen hinter der technischen Angst hervorholte, dachte er darüber nach, ob man möglicherweise von »besorgter Heiterkeit« hätte sprechen können, während die ihn ungeniert nach Rolf, Veronica, Holger und sogar nach Heinrich Bewerloh fragten (wußten sie noch nicht, daß er inzwischen einen zweiten Enkel namens Holger hatte?). Gab sich ehrlich und tief betrübt über Veronicas Weg und Entwicklung, ließ sich nicht zu einer Distanzierung von Rolf verführen, obwohl alle ihm das sozusagen in den Mund legten, gab dessen Verfehlungen zu, betonte die Tatsache, daß er seine Strafe verbüßt habe, gab auch seine ernste, seine tiefe Sorge um Holger (den Älteren, aber von Holger, dem Jüngeren, wußten sie offenbar noch nichts) zu.

Diese Zweibahnigkeit, die man vielleicht auch medienbedingte Schizophrenie hätte nennen können, fing an, ihm Spaß zu machen: da konnte man selbst Antworten auf heikle Fragen seriell ableiern, während er an Sabine dachte, die ganz offensichtlich – wahrscheinlich von Kohlschröder, wie konnte es anders sein – schockiert worden war und nun noch inniger, noch heftiger ihren Madonnenkult betrieb. Schwierig war, während er in die Mikrofone sein scheinbar improvisiertes, mit feinem Hüsteln durchsetztes Stakkato sprach, von dem Traum Abschied zu nehmen, den er lange und immer wieder geträumt hatte: Kit als junges Mädchen oder junge Frau im Schloßchen: im Park, auf den Gängen, die Enten fütternd, in der Orangerie – und konnte sich nicht dazu entschließen, diesen Film endgültig abzuschneiden – diesen Traum, dieses Spiel, das nach Kortschedes niederschmetternder Voraussage niemals gespielt werden würde; niemals würde Kit – und nicht einmal als Zehnjährige mehr – durchs Schloßchen gehen, hier leben, nie.

Im Hintergrund löste sich die Tagung auf, trank man letzte Schnäpse, schleppten Chauffeure Koffer in den Hof, nippten Vorstandsmitglieder an erkaltetem Kaffee, applaudierten diskret, wenn er gerade ein besonders wichtiges Interview nach ihrem Verständnis erfolgreich abgeschlossen hatte, und da ließ es sich Pliefger, sein Vorgänger, nicht nehmen, zwischen zwei Interviews, rasch, mit der üblichen Herablassung (es war die Herablassung von Stahl gegenüber Druck, keine persönliche, nur eine branchenbedingte) und so überrascht, daß es fast beleidigend war – als hätten sie ihn denn doch für einen senilen Schwachsinnigen gehalten –, zu ihm zu kommen, ihm geradezu herzlich die Hand zu drücken und zu sagen: »Das machen Sie ja ganz ausgezeichnet, mein lieber Tolm, geradezu hervorragend, wir können uns noch nachträglich zu Ihrer Wahl beglückwünschen.« Und Kliehm, der Zummerling-Mann, gab sich auf eine Weise verblüfft über seine Eloquenz, die nun wirklich nahe an Beleidigung herankam.

War da wirklich auf Bleibls Gesicht etwas wie Neid? Überraschung in jedem Fall über die leichte Art, mit der er sich dieser Pflichten entledigte, über diese unerwartete Heiterkeit, wo der Bleibl ganz gewiß Deprimiertheit, Ängstlichkeit und Gestammel erwartet hatte, nachdem es ihm gelungen war, ihn genau dorthin zu »hieven« – so hatte er es offen genannt –, wo er ihn haben wollte: an die am meisten gefährdete Stelle, die gefährlichste Position, von der niemand erwartet hatte, daß sie ihm liegen, eine Rolle, von der niemand erwartet hatte, daß er sie so gut spielen würde, er, der rapide alternde, ideologisch nicht sehr gefestigte Fritz Tolm, das »schwankende Rohr«, der Zärtling, der Weichling, der Sponti unter den Vorstandsmitgliedern, auf undurchsichtige Weise familiär »irgendwie« mit »denen« verstrickt – so angreifbar wie verletzlich.

Zweifellos: Bleibl war überrascht, grübelte wohl, ob es denn doch wohl richtig gewesen war, ihn vorzuschlagen,

in die nach dreistündiger Debatte total übermüdete Versammlung hinein seinen Namen zu werfen, nachdem so viele, die nicht abgelehnt hätten, abgelehnt worden waren: ausgerechnet Tolm.

Da fuhren weiter Wagen vor, wurden weiter Koffer geschleppt, rannten Fahrer hin und her, postierten sich Sicherheitsbeamte um, packten Fernseh- und Funkleute ein, klapperte Geschirr, wurden Flaschen in Kästen gestellt, und in diesem Augenblick, als die Medien ihren Fraß erhalten hatten, jetzt fiel ihm ein, daß er während der Pressekonferenz noch nicht so ganz entspannt, fast leichtherzig gewesen war, nicht so locker in seinen Äußerungen, da waren die beiden Bahnen noch nicht so glatt parallel gelaufen, waren ineinandergeraten – jetzt aber mußte er eine Zigarette riskieren: genüßlich, fast gierig, fühlte sich ein paar Augenblicke lang jung, wie seinerzeit, wenn er als Student nach einem besonders langweiligen Seminar, als junger Offizier nach geglücktem Rückzug, zur Zigarette gegriffen hatte; und prompt hatte ein junger Bengel von Fotograf, der da noch rumlauerte, ihn erwischt: wie er die zerdrückte Packung aus der Tasche nahm, ein Stäbchen herausfingerte, ansteckte, eigenhändig, ohne daß jemand herbeigerannt wäre, ihm Feuer zu geben, und er ahnte – so viel verstand er nun doch von Journalismus, so viel hatte er nun doch gelernt, obwohl viele, fast alle ihm immer wieder vorwarfen, daß er zwar »im Bau saß, den Bau besaß, aber weder vom Bau war, noch etwas vom Bau verstand« –, er ahnte, daß diese Schnappschüsse Karriere machen würden: der weißhaarige, würdige, seiner Liebenswürdigkeit wegen bekannte neue Präsident, dieser etwas leichtfertig wirkende alte Herr, dem ein paar Spuren zur wirklich stabilen Seriosität fehlten, mit leicht wirrem Haar, korrekt und doch mit einem Anflug von Saloppheit gekleidet, entspannt, obwohl aufs höchste gefährdet, stand da, mit einem Stäbchen im Mund, nicht ganz seiner Würde, gar nicht seinem neuen Rang entsprechend, die zerdrückte

Packung, die ziemlich zerfranste Streichholzschachtel in der Hand, Sieger – wo er doch der von Bleibl Besiegte war.

Nun hatte Bleibl ihn da, wo er ihn immer hatte haben wollen: ganz oben, wo es keine Ruhe, keine Rast, keine Entspannung, kein Privatleben mehr für ihn geben sollte; da sollte er nun zu Tode gehetzt, zu Tode geschützt, sollte er aufs äußerste exponiert werden und hatte doch soeben die Zweibahnigkeit entdeckt, sein Privatleben gerade in diesen beiden Stunden wiedergefunden: seine Kinder und Enkel und Käthe und fürchtete sich nicht vor Reden, die er halten, Pressekonferenzen, die er leiten, Interviews, die er würde geben müssen. Da war viel mehr in ihm gespeichert, als er selbst je erwartet hätte; Gedanken, die er nie geäußert hatte, Einsichten, die abberufen wurden, vofabrizierte Formulierungen, die in Serie bereitlagen: da mochten sie ihn fragen, was immer sie wollten: die aggressiven und die devoten Journalisten, die gemischt devot-aggressiven, und mochte er auch nicht vom Bau sein und nie so recht dazugehört haben: Journalisten, die sollte er doch wohl kennen und hatte immer die Aggressiven den Devoten vorgezogen, immerhin war er jetzt schon zweiunddreißig Jahre lang Chef des ›Blättchens‹, und er hatte sie kommen und hatte sie gehen sehen, hatte sie auf- und absteigen sehen, hatte sich ganz gut mit ihnen verstanden, wenn er auch nie ganz begriffen hatte, was Journalismus war, und mochten sie ihm auch auf den Konferenzen immer wieder einbleuen, daß Jour Tag bedeutet – für den Tag, für den Tag und für den Tag auf der vorderen Bewußtseinsschiene nett vor sich hinzuplaudern in Mikrofone, vor Kameras und gespitzten Bleistiften, das hatte er in diesen Augenblicken gelernt, als die Angst um sein eigenes Leben so plötzlich weg gewesen war.

Da war eben doch wieder, wie immer wieder, auch als Kandidat Kortschede genannt worden, der diesmal nicht gekommen war, und war wieder ziemlich direkt von

dessen »Neigungen« die Rede, die ihn für dieses Amt untauglich machten, »absolut untauglich, obwohl an seinen Fähigkeiten nicht zu zweifeln ist«.

Unvermeidlich, daß Bleibl nun doch noch auf ihn zukam, während sich Amplanger im Hintergrund hielt; Bleibl, der nun wirklich ein grobes Gesicht, fast eine regelrechte »Fresse« hatte, grobes Gebaren, alt geworden und doch noch die bullige Jugendlichkeit des Mannes, der nicht etwa ein Weiberheld war, sondern nur viele Weibergeschichten hatte. Merkwürdig, Bleibl zum ersten Mal seit fünfunddreißig Jahren fast verlegen zu sehen, überrascht in jedem Fall, anerkennendes Kopfnicken, und dann doch der Pfeil, der aus ganz unerwarteter Ecke kam. »Nachwuchs bei Fischers also, und das muß man im Sportteil der einen, im Gesellschaftsteil der anderen Zeitung lesen – uns hast du nichts davon gesagt, sogar Käthe, der ichs erzählte, war überrascht.« Bleibl lauerte, fand natürlich sofort heraus, daß auch er nichts davon wußte. Sabine schwanger? Das hatte ihm keiner erzählt, und – war da was Obskures dran, war da Geflüstertes dahinter, und hatte keiner der Reporter das gewußt und keiner ihn gefragt: »Mit welchen Gefühlen erwarten Sie Ihr neues Enkelkind aus dem Hause Fischer?« Spürte, daß hinter dieser Feststellung, hinter dieser Frage von Bleibl etwas lauerte, was er nicht wußte. »Gratuliere, zu beidem: dem Auftritt hier, der ja glänzend war – ich werde wohl doch mehr Feuilleton lesen müssen, um dir in Zukunft gewachsen zu sein –, und zum Enkelkind: in vier Monaten also. Machs gut.«

Das Ganze war früher als erwartet zu Ende, Käthe war noch nicht von Sabine zurück; wenn Sitzungen oder gar Tagungen waren, verzog sie sich immer, spielte nur kurz am Nachmittag bei Tee und Kaffee die Hausfrau, bot Selbstgebackenes an, Plätzchen und kleine Kuchen, hatte nun mal eine Schwäche für Petits fours, die sie selber in ihrer hübschen Küche erstellte, sie machte das alles nett,

sehr liebenswürdig, so, daß es nicht nur nach Pflicht aussah, plauderte mit den Herren, kümmerte sich um die Sekretärinnen, die sie offenbar wirklich mochten und sich Rezepte und Ratschläge geben ließen. »Nein so was – wie Ihnen das immer gelingt.« Wenn Ehefrauen für ein paar Stunden in die Klausur eingelassen wurden, bat sie nach oben zu Tee, Geplauder, Likör, zeigte sogar manchmal ihre Garderobe, ließ Ahs und Ohs über sich ergehen, sprach über Kinder, Enkel, Reisepläne, nahm auch Freundinnen der Herren, die sie ihm gegenüber ungeniert Maitressen nannte, ohne Unterschied auf, nett machte sie das, erweckte sofort Vertrauen, sprach diesen Freundinnen sogar Mut zu, wenn sie – ehemalige Stewardessen, Sekretärinnen oder Verkäuferinnen – des »Parketts« ungewohnt, gewisse Unsicherheiten zeigten. Vergab sich nichts und ließ sich nichts Spitzzüngiges bieten, wenn da über Rolf oder Katharina, über Veronica und Holger I gelästert werden sollte, verteidigte Herbert, der als Spinner verschrien war, ließ sich nicht ein auf böartige Anmerkungen über ihren jetzt siebenjährigen Enkel, dessen gegenwärtigen Aufenthaltsort niemand kannte. »Die Frau, die jetzige Freundin Ihres Sohnes, Katharina, die ist doch Kommunistin, wie?« Und sie antwortete: »Ja, ich denke schon, nur wäre es mir lieber, wenn Sie sie selber fragten – ich definiere sehr ungern andere Leute politisch.« Auch Bemerkungen über die Seitensprünge ihres Schwiegersohnes Erwin nahm sie gelassen hin. Andeutungen über Sabines Leben; sie war gar nicht aus der Fassung zu bringen, während Sicherheitsbeamte auf dem Flur, dem Balkon und den weitläufigen Speicherräumen sie überwachten.

Käthe fehlte ihm jetzt. Wenn Sabine in vier Monaten das Kind bekam, mußte sie ja bald im sechsten Monat sein – und hatte niemand etwas erzählt. Eins war bei Bleibls spitzen Bemerkungen – ob er über Rolf, Katharina, Herbert oder Holger I sprach – in jedem Fall vorzusetzen:

sie trafen im Faktischen immer zu. Wenn er sagte: »in vier Monaten«, dann waren es vier Monate, auch wenn Sabine selbst es gar nicht so genau wissen mochte. Das kam alles aus Zummerlingquellen, und die hatten das Ohr nicht nur am Puls der Zeit, hatten es auch an den Unterleibern prominenter Frauen, die wußten besser, wenn da mal eine Periode ausfiel, als die betroffene Dame selbst, das waren Unterleibsrechercheure besonderer Art, fragten wohl Hausmädchen und Drogisten aus, durchsuchten wahrscheinlich Abfalleimer, schnüffelten in Arztkarteien, hörten wohl auch Telefone ab, alles im Dienst der Öffentlichkeit. Käthe hätte ihm das doch gesagt, wenn sie gewußt hätte, und es blieb rätselhaft, warum Sabine es ihnen nicht erzählt hatte. Wenn Bleibl es in den Sportnachrichten gelesen hatte, mußte es etwas mit dem Reiten zu tun haben; er wollte nicht gleich tun, was er am liebsten getan hätte, zum Telefon rennen und anrufen. Am liebsten wäre er jetzt zu Käthe hinaufgegangen und hätte mit ihr Tee getrunken. Er war sicher, daß sie sich jeden Spott über seine Wahl verkniffen hätte, wenn sie – was er wohl nie herausfinden würde – überhaupt Spott empfand; sie würde es natürlich im Radio hören oder bei Sabine am Fernsehschirm davon erfahren, würde eher Schrecken empfinden als Spott, wußte doch, daß Bleibl ihn nicht nur in tiefe Angst versetzen, ihn sogar vernichten wollte.

Endlich hatte das Geklapper im Saal aufgehört, waren alle Fernseh- und Funkleute und Journalisten weg, konnte er sich einen Augenblick setzen, ohne geknipst zu werden, spürte, wie Müdigkeit sich über sein Gesicht zog wie ein Spinnennetz, spürte förmlich, wie die Falten sich ausbreiteten, Erschöpfung nach dem amüsanten und anstrengenden Spiel der Doppelbahnigkeit, und durfte nicht schon wieder eine rauchen. Er haßte diese Auseinandersetzungen mit Grebnitzer, seinem Arzt, und gewiß würde Amplanger Bericht erstatten: drei während der

Sitzung, eine nach dem Essen, eine vierte nach den Interviews. Amplanger war ohne Gegenstimme, ohne lange Diskussion wieder zum Sekretär gewählt worden, und wenn er auch aus seinem Stall kam – der hatte doch im ›Blättchen‹ an der Seite seines Vaters seine Sporen verdient, im und am ›Blättchen‹ Karriere gemacht –, wußte er nie so genau, ob er nicht doch ein Bleibl- oder gar ein Zummerling-Mann war. Nett, gebildet, geschickt, zeigte seine Härte nur selten, und am deutlichsten, wenn er lächelte: ein härteres Lächeln, bei dem man sozusagen die Zähne knirschen hörte, hatte er noch nie gesehen. Die Amplangers lächelten alle, seine Frau, seine vier Kinder, und es gab böse witzige Zungen, die behaupteten, daß bald auch sein Hund, seine Katze und seine Wellensittiche anfangen würden zu lächeln. Amplangers Lächeln war berüchtigt und gefürchtet; als Personalchef des ›Blättchens‹ war er gefürchtet gewesen; es gab da im ›Blättchen‹ noch ein paar aus der Anfangszeit, mit denen er vertraulich sprechen konnte, und sie hatten ihm erzählt, daß der Spruch umging: »Wenn Amplanger lächelt, bist du verloren.«

Jetzt war Amplanger wohl auch müde, zu müde zum Lächeln?

Er wirkte fast menschlich, als er sich zu ihm setzte, neben ihn mit Blick auf den Park, wirkte sogar ein bißchen zerknittert, um den weißen Hemdkragen herum, schien wohl ein bißchen geschwitzt zu haben, nicht so ganz ordentlich die Frisur, wirkte fast »echt menschlich«, als er jetzt sagte: »Rauchen Sie noch eine, Doktor, ich sags nicht weiter.« Aber er schüttelte den Kopf und fragte nur: »Was ist das nun mit meiner Tochter und dieser Zeitungsmeldung über ihre Schwangerschaft?«

»Ihre Tochter Sabine hat wohl das Training für die Meisterschaft abgesagt, und daraus haben sich Spekulationen ergeben, ich lasse das genauestens recherchieren – ich war auch überrascht über Herrn Bleibls Informationen. Nun aber – wenn ich mir erlauben darf – sollten Sie

sich ein wenig hinlegen. Das war ja ein irrsinniger Tag, der hat auch mich geschafft, und ich werde, sobald ich Sie sicher in Ihren Gefilden oben weiß, nach Hause gehen. Fabelhaft, wenn Sie mir gestatten, wie Sie mit den Medien fertig geworden sind, einfach fabelhaft.«

»Muß ich morgen schon arbeiten – ich meine, schon ins Büro?«

»Nein, erst übermorgen müssen wir eine kleine Feier, eine Art Empfang für die Angestellten und Arbeiter machen – die meisten Abteilungsleiter kennen Sie ja. Nein, morgen noch nicht.«

»Ich bleib noch eine Weile sitzen, gehen Sie getrost nach Hause, und grüßen Sie Ihre Frau und die Kinder.«

»Ich brauche Ihnen gewiß nicht umständlich zu erklären, daß alle Sicherheitsmaßnahmen, die bisher Herrn Pliefger galten, nun auf Sie übergehen. Herr Holzpuke wird Ihnen, falls Sie es wünschen, Details erläutern – er möchte es gern selbst tun, obwohl ich natürlich dazu bereit wäre – aber ich will ihn nicht kränken. Wenn ich also voraussetzen darf, daß Sie unter diesen Umständen ohne meine Hilfe, die Ihnen möglicherweise lästig wäre, Ihre Wohnung erreichen, möchte ich mich verabschieden.«

»Danke, und auf Wiedersehen – dann also übermorgen.«

Am liebsten wäre er gleich weggegangen, zu Fuß, über den Hof, die Schloßbrücke, durch die Allee ins Dorf, langsam von Haus zu Haus, bis zur Kirche, hätte sich dort hingesetzt, hätte vielleicht sogar gebetet, später bei Kohlschröder angeklopft, sich selbst zum Kaffee eingeladen und geplaudert, über die Welt, nicht über Gott, über den er am wenigsten gern mit Kohlschröder sprach, wohl weil der Pfarrer war. Er wäre vor seinem Elternhaus stehen geblieben, diesem neuerdings mit Asbestplatten verkleideten eineinhalbstöckigen »Kruffes«, in dem immer noch der Lehrer wohnte, ein junger, mit Auto und Frau

in Jeanshosen, der sich eine Garage angebaut und den Gemüsegarten in Rasen verwandelt hatte, dichten, immer glattgeschnittenen Rasen, auf dem man das bunte Plastikspielzeug seiner beiden Kinder herumliegen sah. Er hatte sich bisher verkniffen, was er sich auch weiterhin zu verkneifen gedachte: einmal um die Möglichkeit zu bitten, das Haus von innen wiederzusehen: die beiden schrägen Dachkammern, unten Wohnzimmer, Küche und der Schuppen fürs Gerät, im Keller die Waschküche und ein Vorratsraum; wahrscheinlich war das alles modernisiert, und er fragte sich, wo sie wohl das Bad eingebaut hatten, ob unten oder oben. Er hätte sich seiner Eltern und seines Bruders Hans erinnert – alle tot, die Eltern hier beerdigt, der Bruder weit, weit weg, wenns da überhaupt etwas zu beerdigen gegeben hatte. Volltreffer. Stalinorgel. Irgendwann mußte er auch die Gräber noch einmal besuchen, was Käthe häufig tat, sie fuhr dann nach Neu-Iffenhoven, um die umgebetteten Gräber ihrer Eltern zu besuchen, auf dem Rückweg hierhin – nahm Blumen mit, kaufte kupferne Kerzengehäuse, beauftragte junge Bildhauer mit Grabdenkmälern, von denen er nur die Entwürfe kannte: Rosen-Kreuz-Symbolik, in Marmor, für beide Elternpaare fast gleich, nur gering variiert, aber er ging nicht gern auf Friedhöfe, war nie gern hingegangen, auch zu Beerdigungen nicht, was manche ja regelrecht genossen.

An die Milchsuppe hätte er gedacht, deren Geschmack er nie, nicht im Krieg, nicht im Frieden wiedergefunden hatte, und sogar Käthe, die eine einmalig gute Suppenköchin war, hatte nie diesen Geschmack hervorbringen können, und wenn er ihr zum hundertsten Mal erklärte, woraus die Suppe bestanden hatte: diese Eiweißinseln, dieser ganz leichte – bei ihr wurde er immer zu stark – Geschmack von Vanillezucker, und eben eine gewisse, offenbar unnachahmliche Sämigkeit, die bei Käthe immer zu dick oder zu dünn ausfiel; nun, er kannte natürlich das Rezept nicht, erinnerte sich nur des Geschmacks –

und der, der ließ sich nicht wiederfinden, so wenig wie ein Geruch, den man einen bestimmten Abend irgendwo verspürt hatte – etwa der Geruch des Herbstlaubs in Dresden, der aus dem Hof hochstieg, als er mit Käthe in der Absteige lag.

Am stärksten die Erinnerung an den Samstag: nach der Beichte das Bad, im Zinkzuber in der Waschküche, nach dem Bad die Suppe, Margarinebrot, an glücklichen Tagen Kakao, und nicht einmal die Erinnerung an die Beichte hatte die Erinnerung an den Geschmack der Suppe geschmälert. Und er wäre vor dem Pützchen, dem Kelzschen Haus stehengeblieben und hätte, wenn er auch wußte, daß er es nie tun würde, überlegt, ob er hineingehen und Anna Pütz (von der er immerhin wußte, daß sie jetzt Kommertz hieß) oder Bertha Kelz begrüßen sollte (von der er nicht wußte, wie sie jetzt hieß); einfach reingehen, guten Tag sagen und in die Gesichter dieser alten Frauen blicken. Die sich gewiß geniert hätten, weil er doch jetzt im Schlößchen wohnte und ein so einflußreicher Mann war. Er hätte in ihren Gesichtern die Mädchen gesucht, in die er vor mehr als fünfzig Jahren so heftig verliebt gewesen war, daß es ihn krank machte – Bertha, als er dreizehn, Anna, als er vierzehn war, blond die eine, dunkel die andere – Mädchenaugen, Brust, Beine, Haare – er war ihnen nachgegangen, nachgeschlichen, hatte sie zu küssen versucht, ihnen an die Brust gegriffen und die Beine zu streicheln versucht, sie waren beide nicht gekränkt gewesen, fühlten sich nur belästigt, konnten das wohl von anderen Jungen, waren es vielleicht gewohnt, waren aber noch nicht neugierig genug, sich an ihm zu vergreifen, wie später Gerlind Tolmshoven – und er hatte nie gewußt, was er im Beichtstuhl auf die merkwürdige Frage »Allein oder mit anderen« antworten sollte; eins von beiden schien beim Pfarrer Nuppertz bei einem Jungen seines Alters festzustehen; wars denn »mit anderen«, wenn er Mädchen nachschlich und sie zu grei-

fen versuchte, oder auch nur – und das ließen sie manchmal zu und waren beide auf eine schöne, fast poetische Weise erstaunt – in ihre Augen blicken wollte: lange und tief, und hielt dabei – das versprach er feierlich – die Hände ruhig. War das »mit anderen«, einem Mädchen in die Augen blicken und suchen Was? und finden Was? Und die unerträgliche Frage von Nuppertz, ob er denn nicht beim samstäglichen Bad an sich »herumfummele«, und daß es besser wäre, nicht zu warm und am besten mit Badehose zu baden; das brachte ihn ja erst auf Ideen, die er nie gehabt hatte. Er hatte das nie überwunden, war nicht mehr zur Beichte gegangen, und so war die Erinnerung an spätere Samstage ungetrübt (und es schauderte ihn, wenn er daran dachte, daß die gute Sabine doch tatsächlich neulich eigens hergekommen war, um bei Kohlschröder – ausgerechnet Kohlschröder! – zu beichten!), nur noch Bad und Milchsuppe, Mutters erhitztes Gesicht überm Herd, Hans, der ihm seinen Kakao zuschob – der ging dann meistens weg und bekam wohl anderswo anderes, Besseres als Kakao! – Vater, der war zum Glück meistens unterwegs, mit Rad und Rucksack auf der Suche nach billigem Land, hatte eine krankhafte Gier nach Besitz, Anteilen an dieser Erde, und wenns auch versumpfte, in die Binsen gegangene Wiesen bankrotter Bauern waren. Vater, der wollte das Land besitzen und war nicht sanftmütig, war ein strenger, ein verhaßter Lehrer, Vegetarier auch, fuhr mit Rad und Rucksack umher, sammelte Land, begehrte Erde, sammelte Morgen und Quadratmeter, brachte es auf einige Hektar nutzlosen Landes, kramte in seinen Akten, sammelte Katasterauszüge, Grundbriefe, alles notariell beglaubigt; Schwindsucht, Tod – (und immerhin hatten die paar Hektar Land um Iffenhoven, Blückhoven und Hetzigrath herum seiner Mutter nach dem Krieg ein wenig das Leben erleichtert: Grundbesitz gegen Lebensmittel hatte sie getauscht: Morgen für Morgen in Milch, Butter und Kartoffeln verwandelt – später, als die